

... vor 100 Jahren ...

Federn- schleißn

+

Strohbandl- machen

**Franz
Ebenauer**

erzählt über das Leben am
Land nach dem 1. Weltkrieg
Band 4



Erinnerungen
an das Leben in einem Bauerndorf
in der Zwischenkriegszeit

Gewidmet meinen Enkelkindern
Anita und Günther

Geschrieben im Jahre 1992

Franz Ebenauer

(Anmerkung der Redaktion: Franz Ebenauer geboren in Schrattenberg (Jg. 1921) ist der Bruder von Frau Maria Graser (Poysdorf - Goethestraße 7 - Jg. 1928), war Polizist und lebte in Wien.

Strohbandlmachen

Wenn es nicht zu kalt war, blieb man im Stadl, sonst wurden ein oder zwei Schab Stroh in den Pferde- oder Kuhstall gebracht. Hier wurde ein Rechen mit dem Stiel schräg nach unten an eine Wand gestellt; die Rechenzähne wurden als Kamm benutzt.

Der Schab wurde geöffnet und jeweils eine Handvoll Stroh an den Rechenzähnen durchgekämmt, bis nur schönes, langes und von Unkraut befreites Stroh übrigblieb. Dieses wurde in zwei gleiche Teile geteilt und mit beiden Teilen, etwa eine Handbreit unter den Ähren, ein Knoten gemacht. es ragten dann die leeren Ähren und ein kleiner Teil Stroh aus dem Knoten heraus. Ein Teil des langen Strohs wurde nun unter die Achsel geklemmt, und mit dem anderen Teil wurden die herausstehenden Ähren überdeckt und der lange Strohteil bis zur Hälfte zusammengedreht. Sodann wurde dieser Teil unter die Achsel geklemmt und mit dem anderen Teil des Strohs auf die gleiche Weise verfahren. Anschließend wurden beide nicht eingedrehten Strohteile ineinander gesteckt und das Bandl war fertig.

Es wurde abgelegt, und wenn man genau 55 Bandl hatte, wurden diese zu einer sogenannten „Bunkl“ zusammengebunden.

55 Bandl waren 5 Elfer, also 5 mal 11 Bandl, denn bei der Ernte wurden immer elf Garben zusammengestellt, sodass eben ein Elfer entstand. Diese Bunkln wurden entweder auf den Dachboden gebracht oder im Stadl bis zur endgültigen Verwendung bei der Ernte aufbewahrt. Dies war eine Arbeit für Knechte oder junge Bauernburschen im Winter.

Für Frauen und Mädchen gab es sowohl am Nachmittag als auch am Abend eine andere Arbeit, und zwar das übliche

Federnschleißen

In jedem Dorf gab es sowohl vor dem ersten Weltkrieg als auch in der Zwischenkriegszeit sehr viele Gänse und Enten, die natürlich „in Eigenbau“ gezüchtet wurden. In jedem Haus hatte man eine ältere Gans, die zum Eierlegen da war und auch als Muttertier für die jungen Ganserln fungierte.

Dieser Gans wurde ein bequemes Nest gemacht, in das sie meist jeden zweiten Tag ein Ei legte. Hatte sie etwa 10 bis 15 Eier gelegt, hörte sie mit dem Eierlegen auf und man setzte die Gans an. Das heißt, man gab alle gelegten Eier in das Nest und setzte die Gans drauf, wo sie fast den ganzen Tag sitzen blieb. Sie hatte also das Brutgeschäft begonnen. Man stellte ihr Wasser und Futter zum Nest, oder sie stieg selbst aus dem Nest, um zu fressen; dann aber deckte sie vorher die Eier sorgfältig mit Federn und Stroh ab, um sie warm zu halten.

Das Brutgeschäft dauerte etwa 4 Wochen und dann bekamen die Eier kleine Sprünge und Löcher. Die kleinen Ganserln pickten von innen mit ihren kleinen Schnäbeln an die Eischale, bis sie durch waren. Manchmal musste man beim Schlüpfen etwas mithelfen, dann rieb man die Eier außen mit Lagerbranntwein ein, um dadurch die Schale brüchiger zu machen.

Enten waren für das Brutgeschäft nicht gut geeignet, weshalb man die Enteneier den Hennen unterlegte, die nichts dagegen hatten. Die Henne, die die Eier ausgebrütet hatte, trat dann bei den Entlein Mutterstelle an.

Enten waren aber keine dankbaren Kinder, denn wenn sie zum Wasser kamen, wurde die Henne verlassen und die Entlein begaben sich sofort in ihr ureigenstes Element. Es war oft interessant, zuzusehen, wie aufgeregt die Henne am Ufer eines Gewässers umherlief, während die Entenkinder fröhlich darin herumschwammen und sich nicht im geringsten um die besorgte Hennenmutter kümmerten.

Sowohl Gänse als auch Enten wurden, wenn sie etwas größer waren, in der Früh gefüttert und aus dem Haus gelassen. Sie gingen allein zum Bach, zur Schwemme oder zu sonst einem Gewässer, und am Abend kamen sie ganz allein wieder nach Hause.

Hatten die Tiere Schlachtreife erreicht, wurden sie in einen engen Verschlag gesperrt, erst eine Gans oder Ente, nach einer Woche die zweite, und jede Woche um eine mehr. Hier wurden sie mit Mais 'geschoppt', gemästet, und nach etwa 4 Wochen, wenn sie fett genug waren, wurden sie geschlachtet, gerupft und ausgenommen, also die Innereien entfernt, sodass sie ein herrliches Sonntagsessen darstellten.

Die Federn wurden gesammelt und bis zum Winter in einem Sack aufbewahrt. Im Jänner oder Februar wurden dann Nachbarinnen, Verwandte und Bekannte zum Federnschleifen eingeladen. Die Federn wurden nun aus dem Sack genommen und in ein großes Sieb, auch „Reiter“ genannt, gegeben. Das Sieb wurde meist in der Küche auf das Backrohr, die - „Höll“ genannt - gestellt und so etwas erwärmt. Es wurden jedoch nur so viele Federn bereitgestellt, als man an einem Tag auch schleifen konnte.

Meist am Abend, seltener auch am Nachmittag, kamen die geladenen Frauen und Mädchen zusammen. Sie setzten sich um einen größeren Tisch, in der Mitte wurden die Federn aufgeschlichtet, und nun konnte das Federnschleifen beginnen.

Jede Frau ergriff eine Handvoll Federn, und nun wurde jede einzelne Feder mit Daumen und Zeigefinger an der Spitze erfasst und mit der anderen Hand, ebenfalls mit Daumen und Zeigefinger, der Flaum vom Federkiel abgezogen. Der Kiel wurde fallengelassen und der Flaum auf den Tisch gelegt. Wenn jede ein Häufchen Federnschleiss vor sich liegen hatte, nahm meist die Hausfrau selbst diese Häufchen weg und stopfte sie in ein vorbereitetes Inlett.

Diese Arbeit dauerte oft eine Woche oder auch zwei, je nach Menge der Federn und der Anzahl der Schleisserinnen. Die Federn hatte man meist getrennt aufbewahrt, in Gänse-, Enten- und seltener auch Hühnerfedern.

Bei diesen Runden wurde natürlich auch getratscht, über die eine oder andere nicht Anwesende nicht immer das Beste erzählt, es wurden auch Gerüchte in die Welt gesetzt oder weitergegeben, immer nach dem Motto: „Wo kein Wind geht, rührt sich kein Blatt“. Manchmal wurde der Wind auch erst in der Gerüchteküche erzeugt: „Hast du gehört... hast du gesehen... das wird wohl so sein... oh nein, das ist bestimmt so...“ Es wurden nun Schlussfolgerungen gezogen, ob richtig oder falsch, war nicht so wichtig. - Besser gemacht wurde jedenfalls kaum jemand..

Nicht nur getratscht und andere Leute ausgerichtet wurde. Nein, es wurde auch gesungen, alte Volkslieder wie „Schöne Röserl“. „Wer das Scheiden hat erfunden...“ Ferner auch Moritaten vom „Kind und der bösen Stiefmutter“, ja sogar das Hamburger Hurenlied fand Eingang in den Liederkreis.

Nicht zu vergessen, sowohl Geister- als auch Hexengeschichten fanden Anklang in der Runde, und auch die tragische Geschichte vom mutigen Burschen auf dem Friedhof wurde immer aufs neue zum besten gegeben.

Franz Ebenauer - 1992

Impressum:

Herausgeber & Verleger, Redaktion, Layout, Druck u. für den Inhalt verantwortlich: Maria Graser, 2170 Poysdorf - Goethestraße 7 und Egon Englisch, 2170 Poysdorf - Goethestraße 12 - Tel.: 0664-4823034 (egonenglisch@aon.at). Für die Richtigkeit der Angaben wird trotz sorgfältiger Recherche keine Haftung übernommen. Änderungen, insbesondere Programm- u. Preisänderungen, Irrtümer, Tippfehler und Fehlerteufel vorbehalten.



1990 in Altruppersdorf: Katharina Ebenauer, Anna Huber, Maria Stecher, Johann Binder u. Magdalena Schreiber

1937 (?) in Wetzelsdorf : oben Josef u. Anton Fischer u. Anna Müller
 unten: Rosalia Fischer, Maria Fischer, Rosina Schmutz, Walpurga Wiener,
 Anna Müller u. Maria Kriehuber

